

Doughtys Tod

Von

Raphael Burri

Prolog

Mittwoch, 2. Juli 1578

Puerto San Julian

Patagonien

„Lebt wohl, ihr alle!“

Thomas Doughty stand auf dem hastig aus ein paar Planken zusammengezimmerten Schafott und liess seinen Blick über die hundertsechzig Mann der Expedition gleiten. Er musste seine Stimme erheben, um das Gekreische der Seevögel, das verhaltene Rauschen der Wellen am Strand, das Flappen der Zeltbahnen und vor allem den Wind zu übertönen.

„Gott weiss, dass ich keinem von euch etwas Schlechtes wollte!“

Gott wusste aber auch, dass er beileibe nicht alle in sein Herz geschlossen hatte. Dazu hatte er auch keinen Grund. Sarocold, der ihn erniedrigt und gepiesackt hatte; Brewer und Bright, die ihn beschimpft und verhöhnt hatten, Drake, der ihn gedemütigt hatte. Drake, der seinen Tod wollte. Drake...

Doughty durchlief ein leichtes Zittern, und er hoffte, dass die Männer es nicht bemerkten und fälschlicherweise für Furcht hielten. Er fürchtete sich nicht. Nicht mehr. Aber er fror. Es war bereits Juli, doch hier unten war es so kalt wie in Plymouth im tiefsten Winter. Und der Wind tat ein Übriges. Dieser ewige Westwind...

Ablandig, die ganze Zeit, als ob es kein Morgen gäbe. Gab es auch nicht. Nicht für Thomas Doughty. Nie hätte er sich träumen lassen, so sein Ende zu finden. Fröstelnd mitten im Sommer. Am Podex mundi, weiss Gott! Dabei hatte doch alles so gut angefangen, seine Einlage von eintausend Pfund schien eine lohnende Investition in dieses Unternehmen gewesen zu sein. Danach hätte er sich mit seinem Gewinn als wohlhabender Landedelmann schon in jungen Jahren zur Ruhe setzen können, hätte nie mehr als Soldat durch irische Marschen stolpern oder sich von Sir Christopher irgendwelche Briefe diktieren lassen müssen. Er hätte endlich Zeit gehabt für die schönen Dinge: Musik, Theater vielleicht, die Liebe... Das viele Geld hätte vielleicht auch eine politische Karriere befördert, Macht und Einfluss wären ihm sicher gewesen. Stattdessen stand er nun da, mit zweiunddreissig Jahren in seinem besten Mannesalter, und nahm Abschied von der Welt. Kurz sah er auf die Bucht hinaus und auf die vier Schiffe, die noch übrig waren. Die *Pelican*, die *Elizabeth* und die

Marigold lagen nebeneinander und hingen mit dem Bug im Wind an ihren Ankertrassen. Etwas abseits wartete das Wrack der *Mary* darauf, an Land gesetzt und zu Brennholz zerlegt zu werden. Nur drei von ursprünglich fünf Schiffen würden durch die Magellan-Strasse in den Pazifik segeln. Wenn der Wind noch ein paar Strich mehr auf Nord drehte, hätten sie ideales Segelwetter. Raumer Wind und die Küste in Luv. Aber Drake hatte beschlossen, hier zu überwintern.

Doughtys Blick suchte den von Drake und fand ihn. Er versuchte darin etwas zu lesen, Hass, Befriedigung, Bedauern vielleicht, aber da war nichts. Drakes Miene blieb ausdruckslos, beinahe leer. Das Einzige, das Doughty erkennen konnte, war Geduld. Mühsam erzwungene und kaum beherrschte Geduld. Der Wind trieb ihm Tränen in die Augen, und Drakes gedrungene Gestalt verschwamm. Er fragte sich, ob er diesen Bauer wirklich je gemocht hatte. Er hatte ihn bewundert, ja. Er war von ihm fasziniert gewesen, sogar jetzt noch. Aber gemocht? Jedenfalls nicht so, wie er andere Männer gemocht hatte. Bevor er aufs Schafott gestiegen war, hatten sie sich umarmt. Die Intimität dieser letzten Berührung hatte ihn erschüttert, und nun kam er zu einer letzten Erkenntnis: Ganz egal, ob er Drake je geliebt oder auch nur gemocht hatte, nach seiner Mutter, die ihn geboren hatte, war Francis Drake der wichtigste Mensch in seinem Leben. Allein schon, weil er jetzt seinen Tod veranlasste. Doughty starrte auf den roten Fleck. Er blinzelte und der Fleck wurde wieder zu Drakes Bart. Dunklere Haarlocken zitterten im Wind, doch der grünäugige Blick blieb unverwandt und starr.

Dann ein kaum merkliches Nicken. Doughty straffte sich.

„Lebt wohl!“, rief er noch einmal, und vielleicht war den Männern nicht klar, ob er sie alle damit gemeint hatte oder nur ihren Anführer; er wusste es selbst nicht. Auf ein weiteres Nicken Drakes setzten die drei Trommler mit ihrem tristen Doppelschlag-Rhythmus ein. Doughty kniete sich nieder, faltete die Hände auf dem Richtblock, den jemand sich die Mühe gemacht hatte an Land zu bringen, und hob den Blick zum weiten Himmel.

„Herr, beschütze Elizabeth, unsere Majestät die Königin“, betete er, „und segne und beschütze England. In Deine Hände gebe ich meine Seele. - Amen.“

Dann legte er seinen Kopf auf den Richtblock.

Er war bereit.

Aus dem Augenwinkel sah er die Bewegung.

Er hatte sich irgendwann in den vergangenen Stunden gefragt, wer es tun würde. Ed Carberry vielleicht, der als Schiffsprofoss der *Pelican* amtierte. Aber eigentlich war die Frage unbedeutend. Irgendeiner würde es tun. Irgendeiner der hundertsechzig Mann, die mit ihm bis

hierher gesegelt waren. Irgendeiner würde es tun und sein Leben lang Stillschweigen darüber bewahren. Ein Mann, der nur seine Pflicht tat. Ein Mann, der Befehlen gehorchte. Jedenfalls würde es kaum einer der Gentlemen sein.

Wer immer es war, er tat es

jetzt.

Das Beil fuhr durch Doughtys Nacken. Sein Kopf löste sich vom Rumpf, fiel polternd auf die Planken des Schafotts, kullerte ins Geröll, blieb liegen.

Und für Thomas Doughty erstarb der Wind augenblicklich.

In alle Ewigkeit.